

Im Uhrzeigersinn von rechts: der mit mythisch-indigenen Motiven bemalte Zentralpavillon; Claire Fontaines titelgebende Neonskulptur; queerer Auftritt von Guerreiro do Divino Amor im Schweizer Pavillon; Anna Jermolaewas Videoarbeit „Rehearsal for Swan Lake“ für Österreich

FOTO: MARKUS KROTTENDORFER AND BILDRECHT



FOTO: SAMUELE CHERUBINI

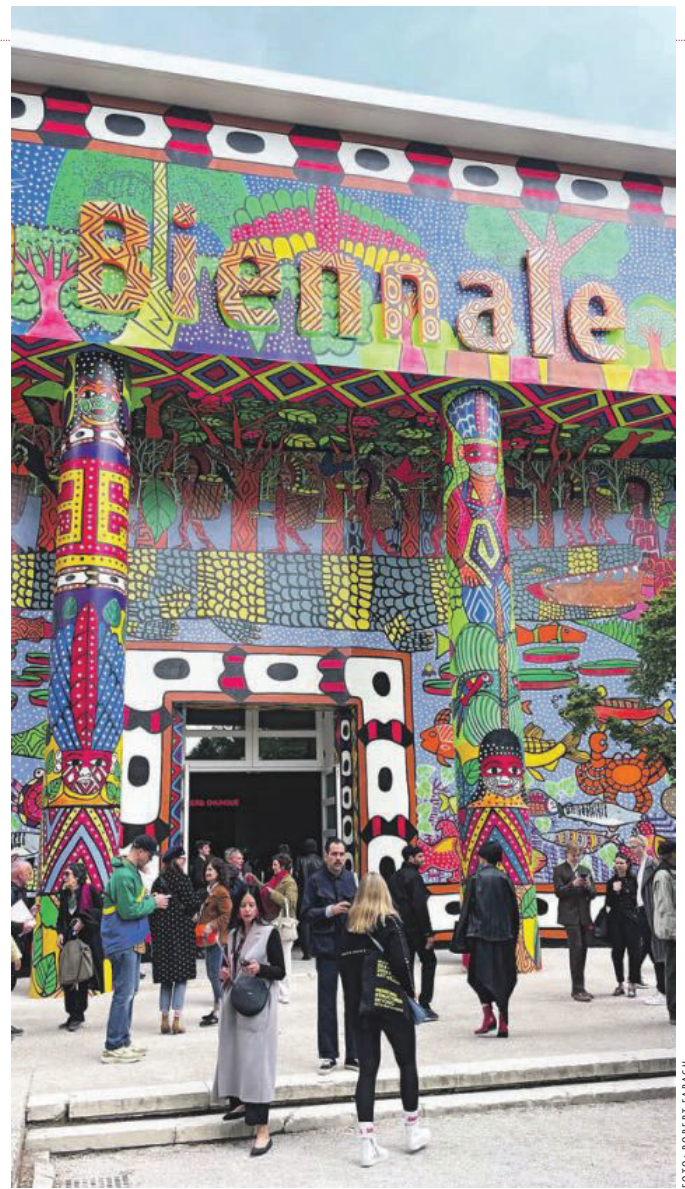


FOTO: ROBERT FABACH



FOTO: ROBERT FABACH

Federkrone und Batikgötter

Die 60. Biennale von Venedig lässt neue und historische Arbeiten aus dem globalen Süden hochleben. Alles aus indigener Hand steht dabei besonders hoch im Kurs. Das Verhältnis von Kunst und Folklore erweist sich als heikel

RUNDGANG: NICOLE SCHEYERER

Achtung, Krokodil! Auf den Hauptpavillon der Biennale von Venedig ist ein langer Reptilienleib gemalt. Das Tier auf der Fassade verbirgt sein Maul hinter einem Baum. Über seinen Rücken marschieren unbedarft Stammesleute mit vollen Erntekörben. Ob diese Passage gutgeht?

Das brasilianische Kunstkollektiv Mahku hat das farbenfrohe Wandbild für die 60. Ausgabe der Biennale geschaffen. Das Instagram-taugliche Emblem stellt den Mythos einer „Alligatorenbrücke“ über die Beringstraße dar. Laut Sage soll ein Riesenkrok die Menschen gegen Futter durch diese Meerenge zwischen Asien und Amerika getragen haben.

Nun hat Chefkurator Adriano Pedrosa in Venedig eine Andockstelle für indigene Kunst geschaffen. Als Direktor des wichtigsten Museums von São Paulo arbeitete der Brasilianer schon oft mit „artistas populares“, also Laienkünstlern, zusammen – nun bringt er sie mit anderen Außenseitern und queeren Künstlern zusammen. Auch etliche Länderpavillons zeigen heuer Kunst, die mit ethnischen Bezeichnungen wie „Native Americans“ oder „First Nations“ verknüpft sind.

So erhielt der australische Künstler Archie Moore, der einen ausufernden Aborigines-Stammbaum aufzeichnete, den Goldenen Löwen für den besten Pavillon. Zum besten Einzelbeitrag wurde die zeltartige Rauminstallation des neuseeländischen Frauenkollektivs Mataaho gekürt, für die eine traditionelle Flechttechnik der Maori zum Einsatz kam.

Im dänischen Pavillon stellt der Künstler Inuuteq Storch seinen Fotozyklus „Rise of the Sunken Sun“ über den aktuellen Inuit-Alltag in Grönland einer Serie von historischen Fotos von Kolonialsoldaten um 1900 gegenüber. Mit einem gewissen Galgenhumor agieren die Künstler, die Brasilien (umbenannt in „Hähawpua Pavilion“) und die Niederlande vertreten.

In beiden Projekten geht es um tribale Objekte: Die indigene brasilianische Künstlerin und Aktivistin Glécia Tupinambá hat einen Federmantel hergestellt und besucht damit europäische Museen, um sich die Machart der Originale anzusehen; die Niederlande geben einem Zirkel von Arbeitern aus dem Kongo eine Bühne, die eine fettschhafte Figur im Dschungel aufstellen (Livestream) und da-

mit den Raubbau an ihrem „heiligen Wald“ anprangern. Der Ethnotrend entspricht auch Pedrosas Biennale-Titel „Foreigners Everywhere“. Das in der ganzen Stadt plakatierte Motto, das von Claire Fontaines Neon-Arbeit stammt, passt zu den heißen Themen Kolonialismus, Migration und Diaspora.

Indes kritisierte der bekannte indische Bildhauer Anish Kapoor, dass der Satz als „Echo der Sprache der italienischen Neofaschisten“ gelesen werden könnte. Übersetzt in einschlägiges Wienerisch könnte der Spruch auch „Lauta Ausländer“ lauten.

Nach Pulverfass sah im Vorfeld der Biennale jene Liste aus, auf der tausende Unterschriften den Ausschluss des als „Genocide Pavilion“ geschmähten Beitrag Israels forderten. Am ersten Preview-Tag der Biennale demonstrierten Mitglieder der Gruppe „Art Not Genocide Alliance“ auch vor dem deutschen und dem US-Pavillon und ließen blutrote Flugzettel regnen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Biennale-Vertreterin Israels Ruth Paritir allerdings längst kundgetan, dass sie ihre Ausstellung erst bei Waffenstillstand und der Befreiung der Geiseln eröffnen würde – ein Ausweg aus einer vertrackten Situation ohne Gesichtsverlust. Im Unterschied zur Documenta 15, wo 2022 in Kassel Bilder mit antisemitischen Stereotypen entfernt werden mussten, sind auf der Biennale höchstens indirekt Israel-kritische Arbeiten zu finden.

Die letzte Biennale 2022 zollte den von der Kunstgeschichte ausgeschlossenen und vergessenen Frauen Tribut. Pedrosa möchte den westlichen Kanon nun mit Kunst aus dem sogenannten globalen Süden aufmischen. Der Mix aus zeitgenössischer und historischer Kunst gelingt Pedrosa allerdings weniger überzeugend als seiner Vorgängerin Cecilia Alemani.

„This is the first time ...“ lautet der häufigste Satz auf dieser Kunstschau, die ihre Debüts mit einem gewissen Entdeckergestus vor sich herträgt. Die Begleitschilder zu den Werken machen es deutlich: Der Löwenanteil der 331 (!) ausgewählten Künstlerinnen und Künstler aus 80 Ländern war noch nie auf der Biennale Venedig vertreten. Rund die Hälfte von ihnen kann sich über den Erfolg nicht mehr freuen, weil sie bereits tot sind. Selbst für Frida Kahlo soll es die Premiere

auf der Biennale sein. Eines der unbezahlbaren Selbstbildnisse der mexikanischen Malerin hängt inmitten der Galerie, für die Pedrosa rund 100 Porträts herbeigeschafft hat.

Kahlo, hellhäutige Tochter eines deutschen Emigranten, inszenierte sich selbst in den traditionellen Kleidern mexikanischer Minderheiten. Was damals als Indigena-Hommage galt, wird heute zu Recht als kulturelle Aneignung getadelt.

Wer sich in dieser musealen Salonatmosphäre einen Überblick verschaffen will, liegt offensichtlich falsch. Jeder der Namen ist mit nur einem Werk vertreten. Wie auch in einem Ausstellungsabschnitt über nichtwestli-

hätte mir nie erträumt, dass ich einmal hier stehen würde“, sagte die Künstlerin sichtlich gerührt bei der Eröffnung ihres vielgelobten Biennale-Beitrags im österreichischen Pavillon.


Einst musste die junge mittellose Dissidentin auf dem Wiener Westbahnhof im Sitzen schlafen, was sie 2006 in ihrem Video „Research for Sleeping Positions“ nachstellte. Jermolaewa geht humorvoll vom Alltag aus und verleiht Schwerem einen leichten Charakter.

So auch bei ihrer neuen Videoarbeit „Rehearsal for Swan Lake“, die Tänzerinnen bei der Probe für Tschairowskis berühmtestes Werk zeigt. Die performative Videoinstallation entstand gemeinsam mit einer aus der Ukraine nach Wien geflüchteten Ballerina und Choreografin und bezieht sich auf eine skurrile Zensurmethode der Sowjets: Nach dem Tod politischer Führer gab es im Staatsfernsehen zunächst keinen Bericht darüber, sondern den ganzen Tag nonstop Ballett.

Mittlerweile ist „Schwanensee“ zu einem Codewort für alle geworden, die Russlands Langzeitpräsidenten zum Teufel wünschen. „Putin, stop this war and get the hell out of Ukraine!“, forderte Jermolaewa bei ihrer Eröffnungssrede in Venedig.

Was der Krieg den Menschen antut, zeigt ein Kollektiv namens Open Group im nahegelegenen Pavillon Polens: In dem berührenden Video „Repeat after me“ machen ukrainische Flüchtlinge die unterschiedlichen Sounds von Bomben und Geschoßen nach und fordern – wie beim Karaoke – das Publikum zum Nachmachen auf.

Es hat 56 Ausgaben der Biennale gebraucht, bis in Venedig 2015 mit dem in Nigeria geborenen Kurator Okwui Enwezor erstmals ein nichtwestlicher Direktor bestellt wurde. Pedrosa ist der erste Südamerikaner in dieser Position und der erste offene Homosexuelle.

Während Enwezors Biennale intellektuell tieferschürfend und *cutting edge* war, möchte Pedrosa die Grenzen anerkannter Kunst eher aufweichen und durchlässiger machen. Erfreulicherweise entgeht diese Biennale dem spirituell-schamanistischen Gestus, der sich heute in Kunsthallen mit Altären und Räucherstäbchen breitmacht. Das Krokodil Kunstmarkt wird auch diese Ernte hungrig fressen. 

Die 60. Biennale von Venedig läuft bis 24. 11.



*This is the first time
...“ lautet der häufigste
Satz auf dieser Kunst-
schau, die ihre Debüts
mit einem gewissen
Entdeckergestus vor
sich herträgt*

che Abstraktion soll hier wohl eher (kunst)historische Ungerechtigkeit gespiegelt als individuelle Handschrift gewürdigt werden.

Mehr Glück hat der 1960 geborene Gugging-Künstler Leopold Strobl, von dem eine ganze Reihe kleinformatiger Landschaften vertreten ist. Kaum jemand kannte den Niederösterreicher, der seine Bilder auf Zeitungsausschnitte malt.

Strobl zählt zu auf der Biennale gewürdigten „Outsider“-Künstlern, die als kunstbetriebsferne Autodidakten ein Werk geschaffen haben. Aus Österreich ist ferner Susanne Wenger (1915–2009) vertreten, die Anfang der 1950er-Jahre nach Nigeria auswanderte und dort dem Yoruba-Kult folgte. Im Arsenal hängen Batiken der „weißen Priesterin“, die von der Yoruba-Kosmologie inspiriert sind.

Nicht freiwillig, sondern auf der Flucht kam Anna Jermolaewa 1989 aus St. Petersburg nach Wien. „Ich